

**Wolfgang Prinz**  
**Bewusstsein**  
**erklären**

**suhrkamp taschenbuch**  
**wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 2359

Bewusstsein erklären – was heißt das und wie geht das? Die zentrale Idee von Wolfgang Prinz, die in diesem Buch vorgestellt wird, versteht Bewusstsein als eine soziale Institution, die auf Selbstrepräsentation beruht. Bewusstsein erklären heißt deshalb, das mentale Selbst erklären. Die Diskussion richtet sich zum einen auf die Begründung und Ausarbeitung der Idee selbst, zum anderen auf die Charakterisierung der sozialen Interaktionsprozesse, die sie realisieren. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, wie das Zusammenspiel von kognitiven Mechanismen und sozialen Praktiken Selbstrepräsentation und also Bewusstsein hervorbringen kann.

Wolfgang Prinz ist emeritierter Direktor am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig. Im Suhrkamp Verlag hat er veröffentlicht: *Selbst im Spiegel. Die soziale Konstruktion von Subjektivität* (stw 2169).

Wolfgang Prinz  
Bewusstsein erklären

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2021

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2359

© Suhrkamp Verlag Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29959-3

# Inhalt

Vorwort .....	7
Einleitung .....	8

## I. Über Erklären

1. Erleben und Verhalten .....	17
2. Kognitive Leistungen .....	32
3. Handlungen .....	51
4. Bewusstsein .....	81
5. Subjektivität .....	97

## II. Über Bewusstsein

6. Intentionalität und Repräsentation .....	121
7. Selbst wie andere .....	143
8. Selbst im Spiegel .....	163
9. Selbst-Import .....	187
10. Selbst-Attribution .....	211
11. Bewusstseins-Spielräume .....	234
12. Intentionalität und Phänomenalität .....	247

## III. Über Wirklichkeit

13. Realität durch Repräsentation .....	259
14. Kritik des freien Willens .....	276
Was fehlt .....	296
Literaturverzeichnis .....	298
Textnachweise .....	316



## Vorwort

Wer ein Buch schreibt, ist auf andere angewiesen, und so ist es auch hier. Auch dieses Buch wäre ohne die Vorarbeit und Mitarbeit anderer nicht zustande gekommen, und dafür möchte ich an dieser Stelle meinen Dank aussprechen.

Die Mehrzahl der Kapitel des Buches ist durch frühere Aufsätze inspiriert und beruht auf Neubearbeitungen und Aktualisierungen von Ausschnitten aus diesen Texten. In diesem Zusammenhang gilt mein Dank meinen damaligen Koautoren und Koautorinnen Sabine Maasen, Jochen Müsseler, Martina Rieger und Gerhard Roth, die sich mit dieser Nachnutzung unserer gemeinsamen Werke ohne Zögern einverstanden erklärt haben.

Mein besonderer Dank gilt dann natürlich den Kolleginnen und Kollegen, die mich bei der Erstellung des Manuskripts ebenso nachdrücklich wie nachhaltig unterstützt haben. Am Leipziger Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften haben mich Anne Dornfeld und Bettina Hennebach mit großer Geduld auf dem mühsamen Weg der Herstellung der aufeinander folgenden Manuskriptfassungen begleitet. Christina Schröder und Bettina Hennebach haben eine Entwurfsfassung des Manuskripts vorlektoriert und mit zahlreichen Anregungen zur Verbesserung von inhaltlicher Klarheit und sprachlicher Transparenz beigetragen. Und last but not least hat im Berliner Verlagslektorat Philipp Hölzing durch sorgfältige Lektüre und Bearbeitung die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass das Manuskript jetzt abgeschlossen werden und in Druck gehen kann.

*Leipzig, den 2. April 2021*  
*Wolfgang Prinz*

## Einleitung

Bewusstsein erklären – im Ernst? Ist das nicht ein Unternehmen, an dem sich schon viele verhaben haben? Soll man es nicht lieber bleiben lassen?

Ja und nein. Einerseits scheint vieles gegen einen weiteren Versuch zu sprechen, weil die Kette der enttäuschten Erwartungen schon ziemlich lang ist, die die Versprechungen der Bewusstseinsklärungindustrie der vergangenen Jahrzehnte generiert haben. Andererseits kann aber auch einiges dafür sprechen – dann nämlich, wenn es darum geht, neue Überlegungen ins Spiel zu bringen, die in der bisherigen Diskussion noch keine Rolle gespielt haben und deshalb vielleicht Hoffnungen auf neue Perspektiven, neue Fragen und neue Antworten begründen können.

*Enttäuschungen und Hoffnungen* – Dass die Geschichte der modernen Bewusstseinsforschung eine Geschichte von Enttäuschungen ist, ist schwer von der Hand zu weisen. Besonders enttäuschend ist vielleicht, dass ausgerechnet die *Psychologie* die Erklärung von Bewusstsein weitgehend aus ihrem Programm gestrichen hat. Sie erkennt Bewusstseinserscheinungen zwar als wichtige und interessante Phänomene an und beschreibt ihre gesetzmäßigen Zusammenhänge, aber sie hat es in großen Teilen aufgegeben, sich ein theoretisches Bild davon zu machen, um was für Phänomene es sich dabei eigentlich handelt und wie sie zustande kommen. Mit dieser Strategie haben Pioniere wie Gustav Theodor Fechner und Wilhelm Wundt im 19. Jahrhundert die experimentelle Psychologie begründet. Weitgehender Verzicht auf Theorie war der Preis, den sie für die empirische Erforschung des Bewusstseins zu zahlen bereit waren. Einige Jahrzehnte später erklärte dann der positivistisch eingefärbte Behaviorismus, der weite Teile der Psychologie durcheinanderwirbelte, auch die experimentelle Bewusstseinsforschung zu einem Irrweg und ersetzte sie durch experimentelle Verhaltensforschung. Auch wenn die Zeiten des Behaviorismus längst vorbei sind, hat der antimetaphysische und bewusstseins skeptische Affekt, der mit dieser Bewegung verbunden war, im kollektiven Gedächtnis der Psychologie tiefe Spuren hinterlassen und wirkt

immer noch nach. Heute sind Bewusstseinserscheinungen zwar wieder Gegenstand empirischer Forschung, aber psychologische Bewusstseinstheorien, die diesen Namen verdient hätten, gibt es kaum.

Während die Psychologie kneift, prescht die *Hirnforschung* seit geraumer Zeit vor und offeriert ein reichhaltiges Angebot an Erklärungen, die das Vakuum füllen könnten, das der Rückzug der Psychologie eröffnet hat. Aber auch hier macht sich nach anfänglicher Begeisterung Enttäuschung breit, weil sich zeigt, dass die Erklärungsangebote oft weniger hergeben, als sie versprechen. Im Mittelpunkt steht hier der Versuch, Bewusstseinserscheinungen dadurch zu erklären, dass man ihre neuronalen Korrelate identifiziert – jene neuronalen Strukturen und Prozesse also, die mit ihnen verbunden sind und ihnen zugrunde liegen. Gewiss ist nichts gegen die Idee einzuwenden, dass Bewusstseinserscheinungen auf neuronalen Strukturen und Prozessen beruhen, ohne die es sie nicht gäbe und sie nicht wären, was und wie sie sind. Das heißt aber nicht, dass sie allein durch die Identifikation und die nähere Charakterisierung dieser Korrelate auch zufriedenstellend erklärt werden können. Wirklich zufriedenstellend können Erklärungen nämlich nur dann sein, wenn sie über die bloße Konstatierung von korrelativen Beziehungen hinausgehen und verständlich machen, wie es kommt, dass diese Beziehungen genau so beschaffen sind, wie sie es sind, und dass die neuronalen Korrelate genau diejenigen Eigenschaften hervorbringen, die Bewusstseinserscheinungen auszeichnen.

Wieder andere Enttäuschungen bereitet die *Philosophie*. Was es mit dem Bewusstsein auf sich hat und welche Rolle es in der Welt spielt, ist natürlich seit jeher ein zentrales Thema in Metaphysik und Erkenntnistheorie. Philosophen bedienen sich phänomenanalytischer und sprachanalytischer Methoden, um Vokabularien und Sprachregelungen zu entwickeln, mit deren Hilfe sich Bewusstseinserscheinungen und ihr Zusammenhang mit physischen Vorgängen in Körper und Welt widerspruchsfrei und kohärent beschreiben lassen. Aber auch diese Ansätze helfen denen, die Erklärungen suchen, nicht wirklich weiter. In methodischer Hinsicht enttäuscht, dass der philosophische Diskurs in erster Linie auf Eindeutigkeit, Widerspruchsfreiheit und argumentative Kohärenz des Sprachgebrauchs zielt und erst in zweiter Linie die Beschaffenheit

der Tatsachen selbst in den Blick nimmt, die in diesem Sprachgebrauch verhandelt werden. In inhaltlicher Hinsicht enttäuscht, dass Philosophen sich oft schwertun mit dem biologisch-funktionalistischen Denken, das für die Kognitions- und Neurowissenschaften den selbstverständlichen und geradezu alternativlosen Rahmen für die empirische und theoretische Erforschung von Bewusstseinserscheinungen bildet.

Sind wir also im Tal der Enttäuschungen gefangen und müssen resignieren? Nicht unbedingt. Auch in scheinbar ausweglosen Situationen kann ein neuer Versuch lohnend sein, wenn es Gründe für die Annahme gibt, dass der Vorrat an Ideen, die das Potential haben, das Unternehmen voranzubringen, noch nicht ausgeschöpft ist. Deshalb müssen wir, wenn wir neue Hoffnungen begründen wollen, zweierlei leisten: neue Ideen ins Spiel bringen und zeigen, dass sie die Erklärung von Bewusstsein auf neue und interessante Weise voranbringen können.

*Worum es geht* – Ebendies setzt sich das Projekt zum Ziel, das in diesem Buch zur Sprache kommt. Es will aber nicht als ein interdisziplinäres Universalprojekt verstanden sein, das es darauf anlegt, Ideen unterschiedlicher disziplinärer Provenienz zusammenzuführen. Stattdessen betreibt es sein Geschäft in erster Linie aus der speziellen Perspektive der theoretischen Psychologie und mit dem selektiven Blick auf Ideenangebote, den diese Perspektive vermittelt. Dabei zielt es nicht darauf ab, um jeden Preis eine theoretische Novitätenschau zu inszenieren. Einige der Ideen, die wir ausführlich untersuchen, mögen zwar in gewissem Sinne neu sein, aber für die meisten gilt, dass sie eigentlich nichts weiter als neue Fassungen alter Ideen sind, die (aus guten oder schlechten Gründen) in Vergessenheit geraten sind. Entscheidend für das Projekt ist nicht, ob die Ideen selbst neu sind, sondern ob sie auf neue und interessante Weise für die Erklärung von Bewusstseinserscheinungen ins Spiel gebracht werden können. Die Hoffnungen, die mit dem Projekt verbunden sind, sind im Grunde genommen in der Überzeugung verankert, dass es sich lohnt, das nachzuholen, was die Psychologie bisher versäumt hat – nämlich die Mittel genuin psychologischer Theoriebildung für die Erklärung von Subjektivität und Bewusstsein zum Einsatz zu bringen.

Was heißt das und wohin führt dieser Weg? Auch wenn es ge-

wiss viele unterschiedliche Vorstellungen darüber gab und gibt, was als genuin psychologische Theoriebildung und Erklärung gelten kann, lassen sich doch zwei zentrale Merkmale angeben, über die breiter Konsens besteht: Funktionalismus und Repräsentationalismus. Funktionalismus charakterisiert, *was* zu erklären ist, nämlich psychische Funktionen wie zum Beispiel Wahrnehmungen, Erinnerungen, Handlungen oder sonstige kognitive oder volitive Leistungen. Repräsentationalismus charakterisiert dagegen, *wie* die Realisierung dieser Funktionen erklärt werden kann, nämlich durch (im weiten Sinne) repräsentationale Strukturen und Prozesse, die in informationsverarbeitenden Architekturen implementiert sind.

Bemerkenswert an dieser Kopplung von Funktionalismus und Repräsentationalismus ist die doppelte Richtung der ihr innewohnenden Erklärungskraft. Sie erlaubt es nämlich nicht nur, Eigenschaften psychischer Funktionen auf Operationen zugrunde liegender repräsentationaler Mechanismen zurückzuführen, sondern auch umgekehrt Eigenschaften dieser Mechanismen aus Lern- und Entwicklungsprozessen abzuleiten, die auf die Optimierung der Realisierung von Funktionen zielen. Im Grunde genommen macht das dialektische Zusammenspiel dieser gegenläufigen Erklärungen die besondere Pointe dieser Kopplung aus: in kurzfristiger Perspektive erklären repräsentationale Prozesse, wie die Realisierung von Funktionen zustande kommt, und zugleich erklären in langfristiger Perspektive funktionale Anforderungen, wie die Beschaffenheit der repräsentationalen Strukturen und Prozesse zustande kommt, die sie realisieren.

Worum es geht, können wir vor diesem Hintergrund so bestimmen: Es geht darum, Ideen zu untersuchen, die es erlauben, Phänomene wie Bewusstsein und Subjektivität mit dem gleichen theoretischen Besteck anzugehen, das psychologische Wissenschaften seit jeher verwenden, um kognitive und volitive Basisfunktionen zu erklären. Wie können wir die Funktionen von Bewusstseinserscheinungen verstehen, und welche Anforderungen müssen wir an die Beschreibung ihrer repräsentationalen Grundlagen stellen? Wie realisieren diese Repräsentationen Bewusstseinsfunktionen, und was für Prozesse müssen wir in Anschlag bringen, um umgekehrt zu verstehen, wie Bewusstseinsfunktionen auf die Bildung und Formung repräsentationaler Strukturen und Prozesse zurückwirken? Und was für Vokabularien, Sprachregelungen und Übersetzungsre-

geln brauchen wir schließlich, um Funktionen und Repräsentationen zusammenführen und aufeinander beziehen zu können?

Im Kern sind es drei zentrale Ideen, um die die folgenden Untersuchungen kreisen und aus denen sie Ansätze zu einer neuen psychologischen Bewusstseinstheorie entwickeln. Sie lassen sich – in starker Verkürzung – in drei Thesen zusammenfassen. Die erste behauptet, dass Subjektivität und Bewusstsein auf (mentaler) Selbst-Repräsentation beruhen. Die zweite behauptet, dass Selbst-Repräsentation aus (bestimmten Formen von) sozialen Interaktionsprozessen hervorgeht. Die dritte verbindet die beiden ersten und behauptet, dass Ausbildung und Formung von Subjektivität und Bewusstsein auf soziale und gesellschaftliche Lernprozesse zurückgehen, die sich auf unterschiedlichen Zeitskalen abspielen.

Wie sich zeigen wird, ist die Realisierung dieser Ideen auf das Zusammenspiel von zwei disparaten Arten von Ressourcen angewiesen: (innere) repräsentationale Ressourcen, die selbst-repräsentationale Prozesse ermöglichen, und (äußere) soziale Ressourcen, die die dafür notwendigen repräsentationalen Strukturen hervorbringen und formen. Diese doppelseitige Abhängigkeit macht die theoretischen Überlegungen nach zwei Seiten anschlussfähig (und natürlich auch anschlussbedürftig): zu den Neurowissenschaften, soweit es um den Aufbau und die Bereitstellung der erforderlichen repräsentationalen Ressourcen geht, und zu den Sozial- und Kulturwissenschaften, soweit es um den Aufbau und die Sicherung der notwendigen sozialen Ressourcen geht. Sie verortet damit den Ursprung von Subjektivität und Bewusstsein im dialektischen Wechselspiel von Natur und Kultur: Repräsentationale Prozesse ermöglichen und formen soziale Interaktionen, und zugleich erzeugen und formen diese Interaktionen die zugrunde liegenden repräsentationalen Ressourcen.

Die Texte, die hier zusammengetragen sind, sind als Beiträge zur Entwicklung und Diskussion dieser Ideen zu verstehen. Sie diskutieren sie allerdings nicht in der Form eines geschlossenen theoretischen Rahmens, sondern in der Vorform von Bausteinen für die Entwicklung eines solchen Rahmens. Die Schwerpunkte dieser Bausteine sind von dreierlei Art: methodisch, theoretisch und metatheoretisch. Texte mit methodischem Schwerpunkt kreisen um die Frage, was *Erklären* bedeutet und wie Erklärungen in Psychologie und Kognitionswissenschaften funktionieren. Texte mit the-

oretischem Schwerpunkt kreisen um die Frage, was in diesem Zusammenhang *Bewusstsein* bedeutet und welche Anforderungen wir an seine Erklärung stellen müssen. Texte mit metatheoretischem Schwerpunkt kreisen schließlich um die Frage, was in diesem Zusammenhang *Wirklichkeit* bedeutet und wie Realität durch Repräsentation erzeugt werden kann.

Die überwiegende Anzahl der Texte ist aus Beiträgen hervorgegangen, die in den vergangenen 25 Jahren an unterschiedlichen Publikationsorten erschienen sind und sich dementsprechend an unterschiedliche Adressaten gerichtet haben. Trotz der Überarbeitung, die sie für den vorliegenden Band erfahren haben, tragen sie die Spuren ihrer diversen Herkunft immer noch unverkennbar an sich. Unvermeidlich sind zum Beispiel Unterschiede, die die sprachliche Tonlage betreffen oder die Voraussetzungen, die sie an die Vorkenntnisse der Leserinnen und Leser stellen. Ebenso unvermeidlich sind Überlappungen und Wiederholungen, die entstehen, wenn in verschiedenen Texten gleiche oder ähnliche Überlegungen in unterschiedlichen Kontexten diskutiert werden. Die Neubearbeitung kann solche Herkunftsspuren abschwächen, aber völlig tilgen kann sie sie nicht. Hier bleibt nichts anderes übrig, als Leserinnen und Leser um Verständnis und Nachsicht zu bitten.

*Elefanten im Raum* – Wenn es das ist, worum es geht, ist damit auch implizit mitbestimmt, worum es nicht geht. Wer seine Hoffnungen auf das methodische, theoretische und metatheoretische Potential der Psychologie konzentriert, nimmt in Kauf, dass die Erklärungsperspektiven anderer Bewusstseinsdisziplinen in den Hintergrund treten. Dass sie in den Hintergrund treten, bedeutet allerdings nicht, dass sie völlig verschwinden. Denn es ist so gut wie unmöglich, mit dem selektiven Blick der Psychologie über Bewusstsein zu reden, ohne dass zentrale Leitfragen der Nachbardisziplinen als Elefanten im Raum stehen. Da gibt es zum Beispiel philosophische Elefanten, die an die Unüberwindbarkeit der Kluft erinnern, die geistige von materiellen Prozessen trennt, historische und kulturwissenschaftliche Elefanten, die die Existenz von Bewusstseinsuniversalien in Frage stellen oder gar leugnen, und natürlich neurobiologische Elefanten, die uns vor Augen halten, dass Bewusstseinstheorien nur hirnloses Flickwerk sein können, solange sie die zugrunde liegenden Trägerprozesse im Gehirn aus-

klammern. Diese Elefanten stehen im Raum, ob wir wollen oder nicht, schweigend vielleicht, aber auch wenn sie nur stehen und schweigen, gemahnen sie uns, sie nicht zu vergessen.

Für den Umgang mit ungerufenen Elefanten gibt es zwei radikale Strategien, die beide ihre Vor- und Nachteile haben: hinsehen oder wegsehen. Wem vor allem an der Multiperspektivität des theoretischen Denkens gelegen ist, wird die Augen öffnen und hinsehen – freilich um den Preis des Risikos der Verwässerung der eigenen Perspektive. Wem dagegen vor allem an der Kohärenz und Konsistenz der eigenen Perspektive gelegen ist, der wird die Augen schließen und wegsehen – freilich um den Preis des Risikos der Beschränkung der eigenen Perspektive. Da keine dieser Strategien wirklich befriedigend ist, ist es naheliegend, sie zu einer weniger radikalen Mischform zu verbinden. Eine bewährte Mischung, die wir auch hier praktizieren, räumt zwar dem eigenen selektiven Blick Priorität ein, verschließt sich aber keineswegs gelegentlichen Seitenblicken auf herumstehende Elefanten. Diese Seitenblicke rufen nicht nur die Leitfragen in Erinnerung, für die sie stehen, sondern zeigen auch, wie sich die Gewichte dieser Leitfragen verschieben, wenn sich der eigene theoretische Blick auf die Dinge ändert. Man sieht dann, dass auch die stattlichsten Elefanten vergänglich sind. Besonders erstaunlich ist die gelegentliche Beobachtung, dass einige von ihnen, die anfangs noch ziemlich sperrig herumstehen, allmählich zu schrumpfen beginnen oder sogar verschwinden, wenn neue Überlegungen Ideen ins Spiel bringen, die die Gewichte neu verteilen. Nichts ist faszinierender, als dabei zuzusehen, wie Probleme, die niemand lösen kann, sich selbst auflösen.

# I. Über Erklären



## Erleben und Verhalten

Was ist und was will Psychologie? Wie es scheint, weiß sie das selbst nicht so genau. Fragt man nämlich, mit welchen Gegenständen sie sich beschäftigt und wie sie vorgeht, wenn sie sich daranmacht, das, was sie untersucht, zu erklären, erhält man meist keine eindeutige Auskunft. Obwohl inzwischen seit anderthalb Jahrhunderten als Universitätsfach etabliert, hat die Psychologie es bis heute nicht zu einer kompakten und kohärenten Disziplin mit entsprechend robustem Selbstbewusstsein gebracht. Sie ist, ganz im Gegenteil, ziemlich unübersichtlich und lässt sich in ihrer derzeitigen Gestalt eigentlich nur als ein Bündel verschiedener Forschungsansätze begreifen, die sich mit unterschiedlichen Methoden auf unterschiedliche Gegenstandsbereiche richten und mit unterschiedlichen Erklärungskonzepten operieren. Und viele Stimmen meinen, dass sich daran in absehbarer Zeit auch nicht viel ändern wird und vielleicht auch aus prinzipiellen Gründen nicht kann.

### Unübersichtliche Verhältnisse

Die Unübersichtlichkeit rührt aus verschiedenen Quellen. Eine von ihnen ergibt sich aus der weithin akzeptierten Gegenstandsbestimmung der Psychologie, die ein grundlegendes Dilemma, wenn nicht gar Trilemma, zum Ausdruck bringt. Psychologie versteht sich nämlich als Wissenschaft vom (menschlichen) *Erleben und Verhalten* – zuweilen auch unter Einschluss der damit verbundenen *physiologischen Prozesse*. Ihr Gegenstand hat damit gleichsam zwei bzw. drei Seiten, und zwar Seiten, die so disparat sind, dass sie völlig verschiedene methodische Zugänge verlangen: subjektive und objektive Methoden, die historisch verstehenden und systematisch erklärenden Verfahren, Beobachtung und Experiment – kurz Zugänge, die den gesamten Kanon des geistes-, sozial- und naturwissenschaftlichen Methodeninventars umfassen. Darüber hinaus ist die Frage des sachlichen Zusammenhangs der verschiedenen Seiten ungeklärt. Hinter der methodischen Frage nach dem adäquaten

Zugang zu Erleben, Verhalten und Hirnprozessen verbirgt sich das prinzipielle Problem der Beziehung zwischen geistigen und materiellen Prozessen – ein Problem, das nicht nur moderne Wissenschaften wie Psychologie und Hirnforschung umtreibt, sondern auch die Philosophie schon seit über zweitausend Jahren bewegt. Wie soll man die Beziehung zwischen Erleben, Verhalten und Hirnprozessen verstehen, und wie weit trägt die Idee, dass man das eine durch das andere erklären kann?

Unübersichtliche Verhältnisse lassen sich oft historisch erklären, und so ist es auch hier. Die moderne wissenschaftliche Psychologie entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als unter dem Namen *Psychologie* zwei bis dahin weitgehend getrennte geistes- und wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungslinien zusammengeführt wurden – mit weitreichenden wissenschaftlichen und institutionellen Konsequenzen.

Die eine dieser Linien geht auf eine bemerkenswerte Verknüpfung von Philosophie und Physiologie zurück, die sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts abzeichnete, als philosophische Erkenntnistheorie mit der damals aufkeimenden *Subjektiven Sinnesphysiologie* in Berührung kam. Eines der zentralen Themen philosophischer Erkenntnistheorien war seit jeher, wie die Beziehung zwischen subjektiven Wahrnehmungsinhalten und den ihnen zugrunde liegenden tatsächlichen Begebenheiten in der objektiven Umwelt bestimmt werden kann. Diese Frage, die über zwei Jahrtausende hinweg Gegenstand scharfsinniger Erörterungen und philosophischer Debatten gewesen war, wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit einem Mal auch Gegenstand experimenteller Forschung. Wissenschaftler wie Johannes Müller, Ewald Hering, Gustav Theodor Fechner und Hermann Helmholtz entwickelten Untersuchungsansätze, die es erlaubten, solche erkenntnistheoretischen Fragen nunmehr mit experimentellen Methoden anzugehen, und zwar mit Methoden, die im Wesentlichen auf subjektiven Beobachtungen fußten und in diesem Sinne als psychologisch gelten konnten.

Die andere Entwicklungslinie entstand völlig unabhängig davon. Sie setzte bereits im 18. Jahrhundert ein und lässt sich am besten als *Vergleichende Menschenkunde* charakterisieren. Hinter dieser Bezeichnung verbirgt sich eine Vielfalt von halb unterhaltsamen, halb ernstgemeinten wissenschaftlichen Untersuchungen, die darauf abzielen, dem gebildeten und wissenschaftlich interessierten

Publikum zur Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntnis zu verhelfen. Dies tun sie, indem sie das Panorama der wundersamen Vielfalt menschlicher Lebensformen vor seinen Augen entfalten. Dabei konnte sich die vergleichende Beschreibung sowohl auf verschiedene Typen und Charaktere beziehen (wie in den Systemen der Physiognomie und der Phrenologie) als auch auf verschiedene Völker und ihre Gebräuche (wie in den Kompendien der Völkerkunde). Später trat die vergleichende Beschreibung der Geisteskrankheiten hinzu und – nicht zuletzt – der interindividuelle Vergleich zwischen verschiedenen Alters- und Entwicklungsstufen. So verschieden diese Ansätze im Einzelnen auch sein mochten, hatten sie doch zweierlei gemeinsam: das Interesse an der Vielfalt der Manifestationen menschlichen Erlebens und Verhaltens und den methodischen Zugang durch vergleichende Beschreibung.

Nicht zuletzt der wissenschaftlichen Integrationskraft des Leipziger Philosophen und Psychologen Wilhelm Wundt ist es zuzuschreiben, dass diese beiden unterschiedlichen Denktraditionen schließlich unter dem Begriff einer Wissenschaft namens *Psychologie* zusammengeführt und institutionell etabliert wurden. Wundt hinterließ – neben vielem anderen – zwei mehrbändige Hauptwerke, die der systematischen Grundlegung der beiden Zweige dieser neuen Wissenschaft gewidmet waren: die zuletzt dreibändige *Grundzüge der Physiologischen Psychologie* und die zehnbändige *Völkerpsychologie*.

Die *Physiologische Psychologie* war der Methode nach experimentell und der Theorie nach universalistisch orientiert. Aus ihr gingen Forschungsansätze hervor, die heute als *Allgemeine Psychologie* bezeichnet werden. Wundts *Völkerpsychologie* war dagegen der Methode nach beschreibend und interpretierend angelegt und betonte in der Theorie die Vielfalt psychischer Erscheinungen. Sie kann aus heutiger Sicht als Grundlegung der Sozialpsychologie, der Differentiellen Psychologie und der Entwicklungspsychologie gelesen werden. Im Grunde gilt heute noch, was bereits Wundt lehrte: Die *Physiologische Psychologie* bzw. ihre Nachfolgedisziplinen richten sich vorwiegend auf die Analyse von Prozessen und Mechanismen, die psychischen Funktionen zugrunde liegen, das heißt auf das *Wie*. Dagegen richten sich die *Völkerpsychologie* und die in ihrer Nachfolge stehenden Wissenschaftsansätze im Schwerpunkt auf das *Was*, das heißt auf die Frage, was Individuen unter gegebenen Bedingun-